

Durch die Nacht zieh'n Glodentöne,
Leise, zarte, wunderfähne —
Geigen-, Flöten-, Harfenklänge —
Liebe, freundliche Gefänge.
D, woher mag es erklingen,
All das Lärten, all das Singen,
Das so heilig weht hernieder?
Es sind ungesung'ne Lieder
Meiner Seele, die da drängen,
Die da gerne Wunder fängen
Von der Nacht geheimem Lauschen
Nach der Ewigkeiten Rauschen.
Suche, Herz, die Melodien,
Die durch stille Nächte ziehen! —

Theophil Klud.

Erzählung von Max Reger.

Es gibt seltsame Menschen im großen Berlin, die mit besonderer Befriedigung Alles das thun, was die Anderen für verkehrt halten. Der eine isst die Suppe nach dem Fisch, der zweite trägt die Gummischuhe mit Vorliebe bei trockenem Wetter, weil sie dann nicht schmutzig werden, und der Dritte hält die Augen immer auf, wenn er das Glück nicht zu sehen bekommt, und schläft sie, sobald es an ihm vorübergeht. Und in dieser Lage befand sich andauernd Herr Theophil Klud, der Hauslehrer der Familie Rex. Als verträchtliche Philologe, dem das öffentliche Verharmen verschlossen blieb, hatte er sich auf Privatstunden gelegt, die er mit Tapferkeit überall dort ausübte, wo er gegen geringe Belohnung die nötige Nachhilfe bei zurückgebliebenen, oft sehr schwerhörigen Zöglingen zu halten hatte. Von früh bis spät unterwegs, machte es ihm bezauberndes Vergnügen, den Blick stets zu Boden zu richten, um mit Bequemlichkeit zum glücklichen Zinber zu werden, der eines Tages mit Stolz von sich sagen durfte, er habe eine Brieftasche mit hunderttausend Mark gefunden und den gefälligen Lohn dafür in Ehren empfangen. Leider hatte er auch in dieser Beziehung sein Philologengespinn, denn er war über wertlose Radeln und Glasknöpfe, die im Sonnenlicht verführerisch zum Bücken reizten, über einige Pfennige und Hufeisen nicht hinausgekommen.

„Weißt Du,“ sagte Friedrich Rex kurz vor dem Weihnachtsfest zu seiner Frau, „wir wollen ihm diesmal eine ganz seltsame Ueberraschung bereiten. Er muß endlich etwas finden. Das ist der Höhepunkt seines Daseins. Er hat es auch verdient, daß man ihm diesen kleinen Scherz bereitet. Es ist ja eine Ewigkeit, daß ich ihn kenne.“ Friedrich war alleiniger Inhaber der altbewährten Firma Rex, die noch immer das solide einständige Privathaus bewohnte, das aus Großvaters Zeiten stammte. Schon Friedrich hatte Unterricht von Theophil Klud empfangen, und so spornte ihn die Erinnerung an die Anablenjahre ganz besonders an, dem alten Hausfreund die Erfüllung seiner Sehnsucht zu geben.

„Wir werden ihm einen Beutel mit hundert Mark vor unsere Thür legen, sobald er die Treppe heraufkommt,“ fuhr er fort. „Ich sehe schon die Augen, die er macht.“ Als sie das Beide laut besprachen, waren sie allein im Zimmer, nur die Thür links stand offen, durch die man Niemand sehen konnte. Am Vormittag des Heiligabend hatte Theophil Klud im Hause noch zwei Stunden zu geben. Während der Schulfreizeit ging er regelmäßig um diese Zeit ein und aus, um dem fünfzehnjährigen Alfred die Hölle im Griechischen und besonders in der Mathematik heiß zu machen. Rex, der unten an seinem Schreibtisch saß, sah ihn durch die Thürscheibe bedächtig wie immer vorbeigehen, und sofort eilte er die Wendeltreppe hinauf, die direkt in das Wohnzimmer führte. Nach wenigen Minuten vorher hatte er sich davon überzeugt, daß der kleine Lederteutel auf der obersten Stufe lag, nicht weit von der Thür, hübsch breit und auffallend hingenäht, so daß er kaum zu übersehen war.

Wie immer schallte das scharfe Klingelzeichen herein, pünktlich auf die Minute. Man hörte das Krägen der Füße auf dem Vorleger draußen, dann das laute „Guten Tag“ Kluds zu dem Mädchen, und freundlich wie immer trat er herein, unverändert in seinem Wesen. Um so erstaunter war Frau Rex, nichts Auffallendes in seinem Benehmen zu erblicken.

„Früh, hübsch frisch draußen,“ sagte er, und reichte ihr mit bescheidener Höflichkeit die Hand. Rex, der gerade oben angekommen war, und ihn schon ein Weilchen still beobachtet hatte, kam seiner Frau zuvor, indem er den Bräunler laut begrüßte. Er hatte seinen Jungen verankert, in dem Unterrichtszimmer zu warten, da man den Erfolg des Scherzes allein abwarten wollte. „Nun, wie geht's, nichts Neues?“ fragte er. Und als Klud mit seinem ewigen Gleichmuth verneinte, sah Rex seine Frau bedeutungsvoll an. Er ging rasch hinaus, warf einen Blick auf den Treppenhof und kehrte bei guter Laune zurück. „Ei, dieser Scherz,“ war sein Gedanke, „er verfehlt sich ja ganz gehörig.“ Dann schlug er etwas stärker auf den Busch. „Nun, immer noch nichts gefunden im großen Berlin?“ begann er wie-

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Nebr., 1. April 1904.

(Zweiter Theil.)

Jahrgang 24. No. 31.

der. „Nicht mal heute, am Heiligabend?“ Theophil Klud schüttelte das mächtige, schon fast weiße Haupt. „Auch am Heiligabend nicht,“ sagte er bedauernd. „Die Kinder wollen von alten Männern nichts wissen, und auch das Christkind hat diese erklärliche Scheu.“

„Auch auf unsere Treppe nicht?“ forschte Rex weiter. Klud hielt das für eine Redensart, und so sagte er fast einfüchtig: „Dann habe ich es sicher nicht gesehen. Sie werden lachen, aber es ist so; unten im Thoring dachte ich: Du bist seit dreißig Jahren hier ein- und ausgegangen, und da willst Du einmal sehen, ob Du mit geschlossenen Augen den Weg finden wirst. Und es ist mir wahrhaftig gelungen, die Treppe hinauf bis zu Ihrer Thür. Was die Gewohnheit nicht Alles macht.“

Nichts Falsches sprach aus seinen Worten und aus diesem merkwürdig großen Blick, der unerschütterlich auf Mann und Frau ruhte. Frau Rex war sehr erfreut. „So werde ich Ihnen selbst die Augen öffnen, mein Bester,“ sagte sie und erhob sich. „Sie sollten heute wirklich etwas finden. Aber ich sehe es ein: man soll mit gewissen Dingen nicht scherzen. Schließlich kommen Sie noch um Ihr Geschenk.“

„Ja, das sind Sie schon,“ warf Rex erregt ein. Und ohne Zögern gab er ihm die nötige Aufklärung. „Ich selbst habe das Geld hingelegt, als ich oben am Fenster stand und Sie drüben auf der Straße sah. Und gerade vorhin überzeugte ich mich, daß es fort war.“ Theophil Klud war seltsam bewegt. Als hätte er das Geschenk wirklich in Empfang genommen, reichte er Beiden zum Danke die Hand und sagte lächelnd: „Das Glück ist wieder einmal an mir vorüber gegangen. Wie konnte es auch anders sein! Hoffentlich hat den Beutel Jemand gefunden, der seinen Inhalt noch besser verdient, als ich.“

„Das soll gleich festgestellt werden,“ erwiderte Rex, fest überzeugt von der Offenheit des Alten. Damit ließ er ihn ruhig zu seinem Sohne gehen, im Gedanken schon bereit, ihm die zu gedachten hundert Mark trotzdem zu geben. Er fühlte sich gewissermaßen verpflichtet dazu; denn er hatte ihm bereits im Oktober seine Entschliessung versprochen, falls er seinen in der Schule zurückgebliebenen Sohn so weit bringen würde, daß eine Vererbung zu Otern aussichtsreich wäre. Und wie die Dinge standen, konnte man zufrieden sein.

Alles Forschen nach dem verschwindenden Beutel war umsonst. Es war und blieb räthselhaft. Einmal, als das Ehepaar immer neue Fragen aufwarf, begegnete sich Beider Blicke, und einige Augenblicke war es, als spräche aus ihren Augen ein bestimmter Gedanke, den sie aber Beide scheuten, auszusprechen. Im Unterrichtszimmer sahen sich Lehrer und Schüler gegenüber. Es dauerte aber nicht lange, so erhob sich Theophil Klud. „Du mußt schon entschuldigen, mein Sohn, wenn ich heute etwas aufgeregt bin,“ sagte er wohlmeinend, „aber es ist heute Weihnacht, und da liegt mir die Erwartung schon in allen Gliedern. Sag an, geht es Dir nicht ebenso? Es ist doch etwas Schönes um das Fest der ewigen Liebe, das uns alle Schlagen von der Seele nimmt. Sprich nur, wir haben etwas Zeit. Ich sehe, Du wirst die Hindernisse nehmen. Das schönste Geschenk, das ich Deinen Eltern heute machen werde.“ Er war vor ihm stehen geblieben und sah ihm mit seinen blauen Augen durchdringend an. Alfred sah stumpf vor sich hin. Die langen Weine unter den Tisch gestreckt, bemühte er sich heute besonders, auf jedes Wort zu lauschen, als wollte er einen doppelten Sinn herausgehören. Lebhaftige Röthe war in sein hübsches Gesicht gestiegen, denn da er hinter der Thür Alles vernommen hatte, was im Wohnzimmer gesprochen wurde, so litt er unter dem Blick wie unter dem Drogen der Geißel. Er begriff nicht, wie Klud noch von einer Erwartung sprechen konnte, die ihm bereits vernichtet war. Endlich ließ er verdeckt seine Augen spielen und fragte: „Freuen Sie sich? Ich mich nicht. Was ich mir wünsche, bekomme ich doch nicht.“

„Was wünscht Du Dir denn, mein Sohn?“

„Das kann ich Ihnen nicht sagen.“

„So laufe es Dir doch selbst!“

„Das werde ich auch. Ich liebe solche Sachen. Aber Sie dürfen nichts davon sagen, Herr Doktor. Nein? Versprechen Sie es mir?“

In diesem Augenblick wußte Klud, daß er einen Schulbigen vor sich hatte, aber er sagte nichts mehr, setzte sich wieder und führte den Unterricht zu Ende. Als er sich dann verabschiedet hatte, rief ihn Rex unten zu sich herein, drückte ihm die zugebackten hundert Mark in die Hand und lud ihn im Namen seiner Frau zum Karpendessen am Abend und zur Bescherung ein. Klud war das aus gewissen Gründen sehr willkommen. Schon am späten Nachmittag kam er wieder. Er spielte lieblich Klavier, und so hatte er die Noten zu allen Weihnachtsstücken mitgebracht. Als ihm gesagt wurde, daß Alfred ausgegangen sei, um etwas zu kaufen, nickte er, als hätte er das erwartet. Dann setzte er sich an's Instrument und spielte: „Vom Himmel hoch, da komm' ich her.“

Als er beendet hatte, ging er zu seinem Schüler hinein, besah Klommen er gehört hatte. „Nun, hast Du Dir das Schöne gekauft?“ fragte er freundlich. Alfred traute ihm nicht, und es bedurfte langen Zuredens, ehe er mit einem schön gearbeiteten Redolzer zum Vorsteher kam, den er wie fündisch betrachtete. Klud nahm ihm die Waage aus der Hand und fragte, was sie gekostet habe, und als er den Preis von dreißig Mark hörte, überzeugte er sich durch Deffnen der Thür, daß sie ungekört waren. „Ich habe Dir heute Vormittag gesagt, daß ich in freudiger Erwartung schwelte, und sie soll jetzt in Erfüllung gehen,“ begann er auf's Neue. „Sieh mich an, Alfred! Du bist der Einzige Deiner Eltern, ihre ganze Zukunft, ihr ganzes Hoffen. Was wir jetzt sprechen — davon wird nie ein Mensch etwas erfahren, so wahr ich Dir immer Dein guter Berater war, ein aufrichtiger Lehrer und Freund. Hier lege ich dreißig Mark auf den Tisch, gib den Beutel her mit dem Rest. Ich will Alles wieder zusammenkaufen und Dir die Liebe Deiner Eltern erhalten.“ Und plötzlich ließ er seinen Horn steigen: „Bekenne! Laß die Schlagen von Deiner jungen Seele fallen! Zögere nicht!“

Sein Blick bezwang ihn, denn als Antwort kam ein Stammeln, ein unfurchtsames Bitten, zugleich ein Bekennen großer Schuld. Und er ging in eine Ecke und holte aus einem Versteck den Beutel hervor. „Ich danke Dir, mein Sohn,“ sagte Theophil Klud wieder. „Du hast Dich wieder gefunden. Ich gehe jetzt hinaus — warte. Alles muß seine Ordnung haben.“ Und er schlich leise auf den Korridor und schob den Beutel hinter das Geländer der Treppe. Als er zurückkehrte, hörte er verhaltenes Schluchzen, dann schlief er sich von zwei Armen umschlingen.

„Schon gut, mein Junge, es bleibt beim Alten.“ Und er klopfte ihm den Nacken und beruhigte ihn. Die Waage aber stellte er ein, um sie dem Verkäufer zurückzugeben.

„Sagen Sie doch, verehrter Herr Rex,“ begann er später beim Tischessen, „haben Sie auch draußen Alles gut nach dem Beutel nachgesehen? Es ist am Tage auf dem Fluß etwas dunkel. Wie wär' es jetzt bei Licht?“ Rex ging zu seiner Beruhigung noch einmal hinaus. Mit einem Hallo schreie er zurück. „Sie haben den Beutel jedenfalls mit dem Fuß weggeschoben.“ Er hielt ihn hoch in der Hand. Und in seiner Herzensfreude, die Ehrlichkeit im Hause gewahrt zu sehen, drängte er ihn dem alten Freunde auf und sagte lachend: „Nun behaupten Sie noch, daß das Glück an Ihnen vorbeigegangen sei.“

Theophil Klud starrte seinen Dank ab und schwieg sich aus. An diesem Abend trennte er sich besonders herzlich von seinem Schüler, ungefähr mit dem Gefühl eines großen Pädagogen, der mit einem seltenen Siege von danken geht.

„Der Junge sollte doch nur zwei Willen nehmen, und nun haben Sie ihm gleich vier gegeben?“

„Ja, weil er unartig gewesen ist, Herr Doktor!“

Ein richtiges Kronenzimmer. Richter: „... und wie sah der Mann aus?“

Fräulein: „Ich habe ihn nicht näher angesehen, nur das weiß ich, daß er keinen Gehring trug.“

Ein delikater Braten.

Humoreske von Adolf Thiele.

„Nein, so kann das nicht weitergehen,“ sagte der Brauereibesitzer Langhof zu seinem Buchhalter, „die Hasen draußen in meiner gepackten Jagd krepieren einer nach dem andern; wer soll denn da noch etwas schießen?“

„Woran mag das nur liegen?“ fragte der Buchhalter, indem er auf seinem Drehschemel herumfuhr. „Ich denke mir, die Bauern haben Gift gelegt gegen die Mäuse, und da müssen denn die Hasen daran glauben.“

„Na, wie wär's denn, Herr Langhof,“ sagte der Buchhalter, „wenn Sie mal einen zum Thierarzt schicken, einen Hasen meine ich, daß er ihn untersuchte?“

„Hm, das wollen wir machen.“ Ein paar Tage darauf ging der Hausknecht, der alte Heinz, zum Postamt, das der Brauerei zunächst lag. Seine schweren eisenschlagenen Stiefel trappeten ganz ungebührlich, als er eintrat. Der alte Mann gab ein Paket ab, und zwar enthielt dieses einen an den Thierarzt Müffelmann im benachbarten Städtchen abgefangenen Hasen. Mit der Abgabe des Paketes war die geistige Thätigkeit des alten Mannes für heute beendet, und mit dem Wohlgefühl, daß er nun heute an nichts Außergewöhnliches mehr zu denken brauchte, trappete der Heinz wieder davon.

Weitere paar Tage darauf — es war an einem Montag — sehen wir den alten Heinz in seine Tasche fassen. Was trüffelt denn da? Er holt einen Brief heraus, zu liebe Himmel, da steht ja — so dämmert es ihm allmählich auf — der Brief, den er zugleich mit dem eingekauften Hasen an den Thierarzt abgeben sollte. Na, das war ein Schreck; das gäbe ein Donnerwetter!

Den Brief in der Hand und Schreckensworte murrend, eilte der Alte zum Briefkasten und brachte dort den Brief mit Sorgfalt unter.

Wie der Diener, so der Herr, hieß es aber hier, denn zu gleicher Zeit, wo der alte Heinz erschrak, unterlag auch der Brauereibesitzer dieser Gemüthsbebungung. Trotz seiner Leibesfülle lief er in seinem Privatkontor auf und ab mit einem Brief in der Hand, den er soeben vom Thierarzt Müffelmann erhalten hatte.

„Wie geht denn dies nur zu?“ murrte er. „Ich denke, er schickt mir einen Sektionsbesuch und giebt mir die Ursache des Hasensterbens an, und statt dessen dankt er mir für den delikaten Braten. Da muß doch mein Brief verloren gegangen sein! Daraus hängt ein Menschenleben ab, vielleicht sogar mehrere — ja natürlich, der Mann hat ja Familie. Was mache ich da nur?“

Endlich kam er zu dem Entschluß, den Thierarzt sofort selbst aufzusuchen; er ließ daher den Einspanner fertig machen und tuschelte in's Städtchen.

„Wenn es nur nicht schon zu spät ist!“ murrte er vor sich hin. „Gestern war Sonntag, wenn sie ihn da nur nicht gesehen haben!“ Und während er auf sein Köhlein einhieb, sah er im Geiste den Thierarzt nebst Familie in terzengerader Stellung entfehl als Leichen um den Mittagstisch herumliegen. Drei Tage vor diesem Unglücksmonatage, an dem nicht minder im Geruch des Unglücks stehenden Freitag, machte sich der Thierarzt Müffelmann im Vorgarten seines Hauses zu schaffen, als er von der Straße her begrüßt wurde. Es war der Rektor Trümper, der gerade einen Spaziergang machte und dem Kollegen von der anderen Fakultät seinen Gruß bot. „Ach, guten Tag, Herr Rektor!“ rief Müffelmann freundlich. Wollen Sie nicht einen Augenblick eintreten? Der Rektor folgte der Einladung; er bewunderte die Rosen, die der Herbst bisher noch verdorrt hatte, und ertundigte sich nach dem Befinden der Familie.

guten Pflege des Besitzers, stirbt der Herr Ochse, dann ist der Doktor selber einer!“

Der Rektor lächelte ob dieser Aufseffung. „Na, einen Vortheil haben Sie jedenfalls,“ sagte er, „vor den anderen Ärzten voraus: Ihre Herren Patienten machen Ihnen keine endlosen Beschreibungen und keine Vorwürfe!“

Beide lachten. Gleich darauf sah der Rektor drei Hasen an der Wand des Hauses im Hofe hängen.

„Sagen Sie mir alle?“ fragte er. „Sont hätte ich Ihnen einen abgekauft?“

„Können Sie haben, Herr Rektor!“ sagte Müffelmann höflich. „Bitte, suchen Sie sich einen aus!“

Der Rektor wählte einen der Hasen, und zwar gerade denjenigen, den der Brauereibesitzer Langhof gesandt hatte.

Die beiden Herren wurden über den Preis bald einig, und kurz darauf sandte der Thierarzt den Hasen nach dem Hause des Rektors. Am Nachmittag sah der Thierarzt gerade über einer Trichinenuntersuchung und freute sich über die schöne Einrichtung der Trichinoske, die ihm einen so hübschen Verdienst verschaffte. Da fuhr ein Wäglein vor, und gleich darauf trat der Brauereibesitzer Langhof so schnell, als es ihm das Produkt seines Produktes, sein stattlicher Leibumfang erlaubte, ins Zimmer.

„Gott sei Dank!“ rief Langhof zum Gruß. „Wie geht es Ihnen, Herr Doktor?“

„Nicht besser und nicht schlechter wie gewöhnlich,“ erwiderte der Thierarzt. „Aber was gibt es denn so Siliges, Herr Langhof?“

„Alfo es geht Ihnen und Ihrer Familie noch gut?“ fragte der Brauer weiter.

„Bis auf eine Tracht Prügel,“ versetzte der Thierarzt, „die ich heute meinem Jungen appliziert habe, bleibt nichts zu wünschen übrig. Aber sagen Sie mir —“

Der Brauer setzte nun dem Thierarzt den Zobel seines Kammens auseinander; doch je mehr sich seine Züge aufleuchteten, desto düstere wurden die des Hausherrn.

„Das ist eine dumme Geschichte!“ sagt dieser endlich. „Ich habe nämlich Ihren Hasen weiter verkauft, weil ich noch zwei andere hatte.“

hieß, daß er stets entsezt zusammenguckte, wenn er an sein Ohr schlug — es lautete „Gläubiger.“

„Lieber zehnmal auf Mensur als einem Manichäer gegenüber stehen!“ pflegte Achilles oft zu sagen. Einem Tages schritt ich die Treppe zu der Wohnung meines Freundes empor, um ihn zu einem Renommiretum abzuholen. Eben als ich klingeln wollte, öffnete sich die Thür und heraus trat — von Achilles bis zur Schwelle geleitet — ein fremder Herr, dessen ernste Miene und förmliche, kühle Verabschiedung düsteren Argwohns in mir wachriefen.

Sicher so ein Gläubiger! Fatal, da war dem Freunde die Stimmung gründlich verdorben, er würde die Teilnahme an dem Spaziergang wahrscheinlich ablehnen. Zögernd klopfte ich — dem Fremden nachschauend, auf den Busch.

„Manichäer, Achilles?“ Da ging ein vernünftiges Aufleuchten über Achilles' nebendurchfuchtes Gesicht und fröhlich tönte es unter dem flotten Schnurbüchlein hervor: „Gott sei Dank nein! Der Herr hat mir bloß eine schwere Säbelforderung überbracht.“

Ein Gegenstück zu den Weibern von Weinsberg.

Bis vor 25 Jahren wurde am 19. Januar in Brüssel noch regelmäßig ein Frauenabend gefeiert, der nach verschiedenen Angaben daran erinnern sollte, daß die Brüsselerinnen bei irgendeiner Belagerung auf die ihnen ertheilte Erlaubniß, ihr Kostbarstes aus der Stadt zu tragen, ihre Männer auf gleiche Weise gerettet hätten wie die Weiber von Weinsberg. Die „Etoile Belge“ weis für den ehemaligen Brüsseler Brouwers Wvond eine andere Erklärung. Als Gottfried von Bouillon im Jahre 1096 nach dem heiligen Lande gezogen war, hatte er auch Brüsseler Vornehme, unter anderem Grundam und Baldwin von Brüssel, Reinold von Molenebe, Heinrich von Aerschot, Wilhelm v. Forest, sowie zahlreiche Bürger mitgenommen, denn die Bewegung gegen die Mohammedaner hatte auch in den damals noch engen Mauern der Hauptstadt Brabant's einen Sturm der Begeisterung entfacht. Die Kreuzfahrer blieben lange aus und die Trauer ihrer Gattinnen bedarf daher keiner Schilderung. Endlich, am 19. Januar 1101 gegen Abend, meldete die Wache des Gubula Thores, daß auf der Löwener Landstraße ein Zuo herannah. Die Brüsseler glaubten anfanglich an einen vorrückenden Feind und bewaffneten sich, wurden aber alsbald belehrt, daß es sich um die zurückkehrenden Kreuzfahrer handle, und so wandelte sich der Schreden in laute Freude. Natürlich waren die Reiben der Kreuzfahrer gelichtet, denn Krankheit und Strapazen hatten unter ihnen nicht minder aufgeräumt als das Schwert der Ungläubigen. Dafür wurden die Unberlebenden um so begehrteter empfangen. Jedes Haus veranfaltete einen großen Abendschmaus, wobei so viel Rannen Bier als Krüge Wein geschlürft wurden, und das wollte bei der damals schon bekannten Trinkfestigkeit der Brüsseler etwas heißen. Jeder verheiratete Kreuzritter wurde von seiner Frau mit außergewöhnlichen Liebeshuldigungen überhäuft, weil denn überhaupt kaum wohl ein Abend fröhlicher verlief als der des 19. Januar 1101. Zum Schluß aber waren die heldenmüthigen Kreuzfahrer infolge der zahlreichen Trantoper in einem Zustand, daß ihre besseren Säfte sie vom Tisch zum Bett tragen mußten. So endete der belgische Kreuzzug, und zum Andenten an diesen ruhmvollen Ausgange wurde der Brouwers Wvond Jahrhunderte hindurch in würdiger Weise gefeiert.

Der Chemann als Pfandobjekt. Eine Bäuerin aus dem russischen Dorfe Bielostotfel (Gouvernement Wilna) besah am Tage vor einem Feste einen einzigen Kopelen und fühlte sich, erklärlicherweise deswegen sehr unglücklich. Was sollte sie beginnen, um zu Gelde zu gelangen? Ihr Mann war als unverbesserlicher Taugenichts weit und breit bekannt, auf ihn war nicht zu hoffen. In ihrer Noth wandte sie sich an ihre Nachbarin, ein nicht unbemitteltes älteres Mädchen, mit der Bitte, ihr einen Kubel zu leihen. Das Fräulein verlangte jedoch irgendetwas als Garantie. Selbst die feste Versicherung, daß ihre Schuldenrin das Geld ratenweise zu tilgen bestrebt sein werde, half nichts. „Ja, was soll ich Ihnen für ein Pfand geben, ich besitze wirklich nichts mehr, was noch irgend einen Werth hätte,“ rief die arme Frau in ihrer Verzweiflung. „Welch leicht nehmen Sie meinen faulen Chemann als Pfand an?“ Nun erhielt die Bäuerin wirklich das gewünschte Darlehen und machte sich dann freudig auf den Weg in das Dorf, um einiges für die Wirtschaft zu besorgen. Die Aee, der Nachbarin ihren Mann als Pfand anzubieten, erschien ihr als drohlicher Einschnitt, dem sie keine ernste Bedeutung beilegte. Wie groß war aber ihr Entsetzen, als sie bei der Rückkehr in ihre Wohnung ihren Mann nicht vorfand. Er war mit der Darlehensgeberin verschwunden, und niemand wußte, wohin das Paar sich gegeben hatte. Die verlassene Frau stellte auch keine ersten Nachforschungen nach dem „Pfand“ an, da sie nicht froh war, der Last ledig zu sein.